

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 9. August 1832.

95

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl., und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Masken und Schuppen.

(Schluß.)

Nichts störte anfangs meine idyllischen Pläne. Emma schien es nicht ungerne zu bemerken, wenn ich mich in Emmy's Anblick verlor. Auch versteht es sich, daß, wenn etwa ein junger Fant mehrmal sein Lehrgeld zahlt, doch ein routinierter Witwer nie die Vorsichtsregel vergißt: erst gehörig in der Mutter Gunst — dann desto leichter in der Tochter Herzen sich festzusetzen. Nun — mir war es in Wahrheit nicht schwer, vorläufig in diesem Sinne mein Möglichstes zu thun. In zwey, drey Wochen hoffte ich, Emmy schon deutlicher zu werden und mehr Aufmerksamkeit schenken, ja vielleicht noch vor dem Schlusse des Carnevals Emma ohne Scheu sagen zu dürfen, — daß ich Emmy liebe. —

Ein blonder Actuarius schlich zwar ganz schüchtern im Hause aus und ein. Er war der Sohn einer Freundin Emma's aus Steinberg. Aber der Mensch war blutjung, konnte eine Frau noch gar nicht standesmäßig ernähren. Auch unterließ ich nicht, Emma auf letzteren Casus aufmerksam zu machen, und dabey leise auf die bessere, solidere Versorgung hinzudeuten, welche Emmy verdiene, auch wohl erwarten könne. —

Mit zwar freundlichem, aber zuletzt doch schelmisch fragenden Lächeln sah Emma bey der öfteren Wiederholung dieser christlichen Sorge mir in das Auge. Ich hätte mich ihr vielleicht ganz entdeckt; — aber der Schalk in ihrem Blicke verdarb mir immer die Feyer der Minute. Es war noch nicht möglich, den ehrsamem Tact zu gewinnen, den ein Bierziger zur ordentlichen Einleitung und Anbringung seines Ehegelöbnisses bedarf.

„Onkelchen! Auch Sie müssen heute mit mir tanzen!“ — rief mir Emmy eines schönen Morgens muthwillig entgegen. (Wohlgemerkt: Onkelchen nannte sie mich zwar seit dem ersten Tage; aber mein Tauffchein schützte mich ja vor jedem Einspruche. — Einstweilen ad interim konnte ich daher wohl den Namen gelten lassen. Auch nahm es sich gar nicht übel aus, — wenn Onkelchen schon damals es wagen durfte, Nichtchens Kinn aufwärts zu heben, um bequemer in die lieben klaren Augen zu schauen.)

Den heutigen Maskenball — es war der bewusste, anberaumte — ver-

säumte ich (jedoch größtentheils nur mehr aus Neugierde) zwar nicht gerne. Aber ich hatte mir erst eben eine Lobrede gehalten, daß ich meinen Wunsch bis elf Uhr Mittags noch immer glorreich besiegte und wollte den Lorbeer, den ich auch Abends glücklich zu erkämpfen hoffte, still als ein Opfer auf den Altar meiner Liebe legen. — Nichts Aufforderung kam mir daher etwas ungelogen. Ich sehe sonst nicht Geister. Aber es wollte mir bedünken, als ob die Weihrauchwolken des geträumten Triumphes in ein hohnlachendes Gespensterbild vor meinen Augen zusammenfließen würden.

Gräßlich verummummt fuhr ich mit Emma und Emmy in die Redoute. Es war mir lieb, daß auch sie weite Masken trugen und kaum unter den bey jedem Schritte (versteht sich, nur noch in der Redoute) anzutreffenden Vestalinnen zu unterscheiden waren. Desto sicherer hoffte auch ich zu seyn. Vielleicht ergab sich sogar Gelegenheit, Emmy einige vorläufige Liebesseufzer zuzuspülen. — Unter der Larve geht das leichter vom Herzen. —

Eine Weile fügte sich Alles vortreflich. Keine Pythia, keine Penelope ließen sich sehen, so aufmerksam und halb ängstlich ich nach ihnen schielte. Aber Emmy war heute auch etwas gar zu arg zerstreut. Auch sie schien Jemanden zu suchen. — Endlich zerrte sie mich beynähe mit Gewalt in die Nähe einer Columbine, die heillos dem bewußten unmaskirten — Blondkopf zusetzte. — Nun — ich ermangelte auch nicht, Emmy dabey gehörig auf den Flattersinn und die Verstellungskünste der lieben Jugend aufmerksam zu machen.

Arlequino fiel es ein, mit einer schlanken Calabreserin eine Tarantele zum Besten zu geben. Das wogende Gedränge mußte weichen und eine andere Bahn suchen. Ehe ich es mir versah, — hatte ich eine Vestalinn am Arme, die mich nicht für ihren Vicinius erkannte.

„Wo ist Emma und Emmy!? — Geriethen sie etwa in des verwünschten Blondkopfs Hände, der gegen Masken gar nicht so schüchtern schien, — als in Gesellschaft respectabler, gesetzter Personen!“ — Man denke sich mein Pein. Wohl mehr als eine halbe Stunde lang schoß ich, wie ein Falke, gegen alle weiße Schleier. Vergebens! — Die Anstrengung, mich kreuz und quer durch die dichte Menschenmasse zu arbeiten, die Hitze der Larve, die Beklemmung des Herzens, — Alles vereinte sich, mich zur Verzweiflung zu bringen.

Endlich sah ich wenigstens den Blondkopf. Mein Herz ward etwas leichter. Ich ließ ihn nicht mehr aus den Augen.

Da kamen die Pythia und ihr Gefolge zum Vorschein. Alles strömte auf sie zu. Ich hörte mehr als zwanzig verschiedene Vermuthungen über die Person der Räthselhaften.

Dem Blondkopf schien sie etwas Gutes zu verkünden. Musarion mag ihn daselbe wohl erläutert haben. Er horchte so andächtig und wußte so Vieles zu fragen und hörte so gerne wieder so Vieles, — daß mir recht leid ward, Emmy, durch die Hinweisung auf Figura, meine erst kurz zuvor wohl angebrachten Warnungen nicht noch deutlicher verständlich zu können.

Aber ich wollte es nachtragen! — Also eigentlich nur aus dieser Ursache, Gründlichkeits halber, — begrüßte auch ich endlich die Pythia. —

Heute sprach das Orakel gar nur in einzelnen Sylben:

„Ge — bei — e — heut — her — ruft — die — Zeit.“
Was sollte mir das? Meinte sie etwa:

„Geh! — Ven' Gh' heut! — Hör'; — ruft die Zeit!“

Lieber Gott! das wollt' ich ja! — aber wo ist Emmy!? — Oder meinte sie:

„Gebeue heut'!? — Sehr ruft die Zeit!

Ich hoffe, daß sie nur einen verbindlichen, nicht spöttlichen Sinn in die Worte legte. — Oder meinte sie:

„Geh' (bei Gh) heut' her!“ ruft die Zeit. —

Etwas ungrammatikalisch! Auch hoffe ich, daß Emmy's Mangel an Eifersucht mir morgen gleichfalls einen Scherz mit der weisen Pythia gestatten würde. — Oder meinte sie etwa nur:

„Gebeu'; eh' heut' herruft die Zeit!“

Der Rath dächte mir endlich der anwendbarste. — Ein paar Minuten konnte ich wohl mit Penelope immerhin angenehm verplaudern. Es war Mitternacht. Ehe eine Viertelstunde das Heut heraufzog, mußte sich ja Emma und Emmy irgendwo finden lassen.

Also ich blieb da. — Von Zeit zu Zeit, besonders wenn ich — wider Willen — Penelope etwas recht Verbindliches, oder wie mir vorkam, dann und wann, unbewußt sogar recht Herzliches gesagt, — sah ich mich, nach der That, wohl immer ganz pünctlich um. Aber, in Wahrheit, ich gönnte Emmy für eine immer größer werdende Weile eine andere Gesellschaft, die ihr gewiß nicht fehlen konnte. Der Blondkopf war ja bey Musarion und ehe ein Anderer einige Disten Emmy zu viel machte, nahm ich mir vor, als Dräuzigam ihr eindringlichere Abrethung zu ertheilen.

Aber der Mensch, der Blondkopf, schien auch gar zu traulich mit Musarion. Er konnte ihr gefährlich werden. — Ich hielt es für Christenpflicht, Penelope meine Besorgniß zu offenbaren.

Berwundert, wie erfreut, hörte ich, daß auch sie an dem jungen Menschen besonderen Antheil nehme, er Musarion seit langer Zeit liebe, und nur eine etwas bessere Besoldung erwarte, sie zu eheligen.

Überhaupt, eigentlich vernahm ich immer viel Gutes über den Blondkopf. Nun ich wußte, daß er nicht Emmy liebe, kam mir auch seine sonstige Bescheidenheit sogar viel männlicher vor, als früher. Mein Neid hatte ihm im Stillen viel Unrecht angethan. Ich bin von Natur gerne menschenfreundlich. Der Justizverwalter meiner Güter war gestorben. — Ich bedurfte eines geschickten friedlichen Menschen. — Und es ließ sich recht schön denken: wenn Penelope ihre Freundin, vielleicht gar Verwandte, auf meinem Landsthe besuchte. Gewiß, auch Emmy konnte in ihrer Gesellschaft nur gewinnen. — Und — wer weiß? — flüsterte endlich auch die Eifersucht; — vielleicht ist's gut für Emmy's Ruhe, wie für mein Glück, wenn der Blondkopf, je früher, desto lieber, heirathet. — —

Ich glaubte zuletzt keinen Augenblick verlieren zu dürfen. Wie ich da stand, im Domino, bestellte ich, schon wenige Minuten später, zur angenehmsten Überraschung Penelopens, vorläufig mittelst Wort und Handschlag den Blondkopf als meinen Justizarius.

Der Glückliche eilte zu Musarion. Mit ausgebreiteten Armen sprang sie auf mich zu.

„Mein Gott! Hier, — vor aller Welt — wenn das Emmy erblickte“ — dachte ich und bog rechts und links aus —

„Ich muß Sie küssen! trotz der abscheulichen Farbe: excellentes — Du Pelchen! —“

O weh! — Und ganz Kleinlaut horchte ich, — wie nun die Bachflüppen der dahingegebenen Braut an meine Larve klappten — nicht einmal ein warmer Kuß sollte die Jammerscene versüßen, in der die ersten Schuppen von meinen Augen fielen! —

Bald erkannte ich nun auch in Penelopen — Emma. Sie war Tags vor dem frühern Maskenballe angelangt; doch die erste Zeit hindurch, Geschäfte wegen, nur für ihre Freundin, die Pythia, sichtbar gewesen. Das Übrige erklärt Emma's Laune und Frauenwitz. —

Klarer wurden mir nun die Worte der Pythia. Können wir doch nie dem Heut gebieten und möchten die Träume der Vergangenheit zurückverlangen!! — Auch die übrigen Schuppen lösten sich von meinen Blicken. Es war stets nur Emma, die ich in Emmy wieder lieben wollte. — Wie Emma in Penelopen, — eben so lernte ich auch dann erst die wahre Gestalt meiner Liebe kennen, als ich auch der Letzteren Maske gewahr wurde. —

Emma ist meine Gattinn. Verwischt auch schon jeder Tag mehr und mehr das Bild unserer Jugend, in Emmy, die nun gleichfalls Mutter geworden, — so werden wir doch, in dem treueren Spiegel unserer Herzen, unverwelkt bis dahin es tragen, — wo Nichts mehr vergeht.

Der Traum.

Die allgemeine Zeitung liefert in einer ihrer Beylagen über Goethe und seinen Tod in der Einleitung die berühmte Volksfage aus Plutarch von dem Hinscheiden des großen Pan. „Der große Pan ist todt,“ rief eine Stimme einem egyptischen Schiffer zu u. s. w. Das Wehklagen und Seufzen, vernehmbar auf dem Meere und an den Gestaden aller Inseln — der laute Schmerz, das tiefe Weh, das damals die ganze Natur vernehmen ließ, gibt mir Veranlassung, in diese Blätter einen Traum niederzulegen, den ich im Jänner 1820 hatte.

Die Ähnlichkeit der Empfindungen, wie sie der griechische Historiker im Ton und Gewande der Volksfage der Nachwelt übergibt — die Ähnlichkeit des Schmerzgefühls, wechselnd mit einer überschwänglichen Wonne, wie sie die Natur empfinden und aussprechen läßt, wird selbst bey einem Individuum aus dem 19ten Jahrhundert nicht ohne Theilnahme bleiben. Ohne alle Berührung mit dem außerordentlichen Manne, mit dem größten Geiste, mit dem glücklichsten und begabtesten aller Sterblichen des 18ten und 19ten Jahrhunderts, hatte ich selbst damals keines seiner Meisterwerke vor mir, das vielleicht, psychologisch betrachtet, eine Veranlassung zu der seltsamen Traumerscheinung hätte geben können. Ich saß in einer duftenden Laube in einem großen, unübersehbaren Garten in Weimar. Ich hörte die Elm an mir vorüberrauschen — ich bemerkte ein heftiges Jagen ihrer silbernen, mondbeglänzten Wellen, die sich mit störendem Gebrause am Ufer brachen. Die Gipfel der himmelanragenden Pappeln schwankten im Mondlichte, die Akazien lispelten mit ihrem zitternden Laube, und in den nahen Gebüschern flatterte und bewegte sich's schauerlich. Möglich erscholl um mich eine Wehklage, ich hörte Weinen und Schluchzen und fah, wie ich so forschte und lauschte, wankte aus einem Laubengange, über welchen sich der nachtgraue, vom Monde nur auf Augenblicke erhellte Himmel grauvoll ausspannte, ein trauerndes Paar hervor — es war der Großherzog mit seiner erhabenen Gemahlinn. Bald entschwanden sie meinen Blicken. Mich beschäftigte die ganze weinende Natur, mich riß die allgemeine, wehklagende Umgebung mit sich fort; ich vernahm alle möglichen Klageöne und machte mich von meinem Sitze auf.

Ich durchirrete den großen Garten; überall umflangen mich wehmüthige Töne, die aber durchaus bey allem Ausdrucke des Schmerzes angenehm auf mich einwirkten und mich mit einer süßen Wehmuth erfüllten.

Schien die Natur gleich anfänglich in unruhiger Bewegung, so nahm sie jetzt einen sanfteren Ton an, der aber immer tief elegisch war. Endlich gelangte ich zu einer großen Halle, die gegen Aufgang der Sonne stand. Ich näherte mich ihr — kein Sterblicher war zu sehen. Ich schreite ihre breiten, marmornen Stufen hinan. Der Saal war mit schwarzen Tapeten behangen, die aber schnell wieder verschwanden und sich in spiegelhelle, schimmernde Wände wie im Nu verwandelten. Noch immer war mir die tiefe Trauer, die mich im Garten umgab, die sich in der Natur rings um mich her so seltsam aussprach, ein Räthsel. Mich ergriff es mit der Gewalt eines unheimlichen, aber erhabenen Schauers. Im Hintergrunde erhob sich ein kolossaler Sarkophag. Mehrere hundert rothe, riesige Kerzen flammten um ihn her — sie erlöschten und ein Unisono von Harmonien umströmte mich, goß sich mir tief in die Seele. Ich hörte nie solche Melodien, nie solche harmonische Töne, die mein ganzes Innere selbst in die reinsten Harmonien auflösten. Ich war ganz Empfindung, ganz Gefühl — ich schien aus mir selbst hinausgetreten zu seyn, um dem Geiste einer Geisterwelt nahe zu seyn. Jeder der vielen hundert Leuchter gab Töne von sich und ein Chorus rief mir klagend zu: „G o e t h e ist tod t!“ Ich stand wie angefesselt. Ich fühlte, daß Thränen mir die Wangen nekten. Mein Gemüthszustand war außerordentlich, denn er wiegte mich zwischen unendlicher Wonne und unendlichem Weh. Ich glaubte mich in eine selige Geisterwelt entrückt und theilte die Seligkeit der Geister im Genusse des höchsten, harmonischen Seyns. Der Saal eröffnete mir endlich eine zauberische, höchst malerische Perspective — eine wunderliebliche Landschaft breitete sich vor mir aus und ich erwachte im Nachgenusse dieses wunderbaren Gesichtes, das mich in eine heitere wehmüthige Stimmung versetzt hatte.

Ich erzählte Ihnen ohne Ausschmückung meinen Traum vom Jahre 1820, ohne Zusatz, wie ich ihn damals erlebte, als Goethe noch in voller Kraft lebte und webte, und wie ich ihn zu Papier gebracht hatte. Ich überlasse es den Psychologen, dieses Traumes Phänomen zu erläutern; mich — und vielleicht Manchen interessirte nur die in der Allgemeinen Zeitung angeführte Volksfage Nutarsch's und die von derselben erzählten Erscheinungen in der Natur, welche in Folge des Todes des „großen Pan“ sich ergeben hatten. Im unermessenen Reiche der Ideenassociationen bieten sich die auffallendsten Erscheinungen und Verknüpfungen dar, man belächelt aber gewöhnlich mit zweydeutigem Achselzucken solche Phänomene und hält sie für albernen Spuck.

Vor 12 Jahren hätte nicht der Traum, aber das Sonderbare desselben die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, allein wer hätte dem glücklichen, großen Goethe ein solches Traumbild im schönsten Besitze der Gegenwart als ein finstres Prognostikon entdecken mögen?

A. S. B.

Das Porträt.

Annuthsvoll, wie Euphrosine,

Ist das leichtentworfn'ne Bild;

Weich der Umriß, hold die Miene,

Bart und freundlich, sanft und mild.

Schwach und unvollkommen gleichet,

Anna, doch das Bild dir nur.

Ah, des Menschen Kunst erreicht

Nicht die Liebe der Natur!

Joh. Rud. W y s, der ältere.

Pariser Kalleidoskop.

Paganini's Einnahmen. Nach des Maestro eigenem Eingeständnisse brachte ihm seine Reise nach England, von der er seit einiger Zeit nach Paris zurückgekehrt ist, 500,000 Fres., dagegen sein früherer Aufenthalt in dieser Hauptstadt nur 150,000 Fres. ein.

Ein von demselben, zum Besten der Cholerafranken, veranstaltetes Concert am Charfreitage, zu dem die wegen der Darstellungen des Meyer-Beer'schen „Robert“ nicht nach London gereiseten Artisten der großen Oper ebenfalls unentgeltlich mitwirkten, ertrug nach Abzug der sonstigen Kosten 9,154 Fres. Das Programm mag als Beleg der ausgezeichneten gegenwärtigen Vorliebe der Pariser für deutsche Tondichtungen dienen: Overture von Weber's „Oberon.“ — Arie aus „Sigismund“ (Mlle. Dorus). — Overture des „Frenschütz.“ — Duo aus „Andronicus“ (die Damen. Dorus und Michel). — Jägerchor aus „Curyanthe.“ — Drey Productionen des Concertgebers. — Das Auditorium war eben so brillant als zahlreich. Das Orchester wurde von Habeneck meisterhaft dirigirt. — Zwey seitdem von Paganini zu seinem eigenen Vortheile gegebene Concerte im Opernhause waren sehr zahlreich besucht, und brillant.

Potier's Abschied. Am 19. April trat dieser treffliche Komiker im Théâtre du Palais Royal in „Bomardin“ und im „Bénéficiaire“ zum letzten Male auf, um von der Bühne endlich definitiv sich ganz zurückziehend, hochbetagt, auf seinen Lorbeern auszurufen.

Einnahme von Meyer-Beer's „Robert.“ Diese Lieblingsoper der Pariser ertrug seit ihrer ersten Aufführung am 21. Nov. v. J. in vierzig Vorstellungen, deren einige noch in die traurige Cholerazeit fielen, 376,825 Francs, 60 Cent. — „Les Polonais“ bey Franconi, erlebten hundert zehn Vorstellungen ohne Unterbrechung, deren Ertrag sich im Durchschnitte gegen 200,000 Fres. anschlagen läßt.

Academiewahl. An die Stelle des verstorbenen Akademienmitgliedes, Abbe de Montesquiou, ward der rühmlich bekannte Gelehrte Jay, bey der achten Tour des Scrutiniums (so lange dauerte es, bis die Herren Vierziger sich einigten), mit einer Mehrzahl von fünfzehn gegen vierzehn Botanten, erwählt. Bey den verschiedenen Abstimmungen kamen die hauptsächlichsten Voten folgendergestalt heraus: Salvandi 10; Thiers 7; Lissot 4; Dupin d. ä. 3.

Der Bestohlene, Vertheidiger des Diebes. Der berühmte Advocat Hennequin lustwandelte im Jardin des Plantes, und besah sich mit wahrem Behagen die auf und ab spazierende Giraffe. Ein Gauner, der seine, eine wohlgeordnete Börse andeutende Tasche halb offenstehend sah, hielt geraume Zeit bereits, den Moment seines Coups erspähend, sich dicht bey ihm. Ein Polizeyagent ließ den Burschen nicht außer Augen, ergriff ihn in dem Augenblicke, wo er die Börse entwendet hatte, und frug Hennequin, ob er nichts vermisste? Dieser greift hastig nach seiner Tasche und erklärt seine, vierhundert Fres. enthaltende Börse entwendet. Als der Dieb, Thierry genannt, im Gefängniß hörte, daß er einen Advocaten bestohlen habe, erkundigte er sich sofort nach dessen Namen und Adresse, und ließ ihn bitten, seine Vertheidigung zu übernehmen!

Correspondenz-Nachrichten.

London, im May 1832.

(Fortsetzung.)

Nicht viel besser als um die Kunst, steht es jezt bey uns um die Literatur. Wir haben keine Geschichtschreiber; eine Dame, Mrs. Jamieson, ist unser Biograph, Montgomerie unser Dichter. Unsere Romanensreiber schildern entweder schreckliche Geschöpfe, wie die Welt sie nie aufzuweisen hatte, obgleich sie uns überreden möchten, daß wir selbst als Modelle gefessen, oder sie haben den Ruf von Leuten, die sie kaum dem Namen nach kennen, in die Pfanne, indem sie ihnen entweder Thorheiten und Fehler andichten, deren sie sich nie schuldig gemacht, oder wirklich wunde Stellen ihrer Charaktere den Augen des Publicums in all' ihrer krankhaften Blöße zeigen. Diese aus Lüge, Stadigeträtsch und bösem Leumund zusammengestoppelten und mit französischen Brocken, klingenden Namen und Citationen aus berühmten Schriftstellern gewürzten Ragouts, welche unserer Presse unter dem Titel von Romanen aus dem High Life entströmen, werden von einer gewissen Classe von Leuten, die aus weiter, weiter Ferne sehnsüchtige Blicke nach den Routs, Clubs und Assemblées der Vornehmen werfen, mit großer

Begierde gelesen, und tragen den Verlegern mehr ein als solide Artikel. Wie sehr wir bemüht sind das Mittelmäßige elegant herauszuputzen, davon gibt unsere Almanachsliteratur den besten Beweis; wenn schöne Bilderchen, weißes Papier, ein correcter Druck mit herrlichen Lettern und ein zierlicher Einband uns zufrieden stellen können, dann lassen unsere Annuaals gewiß nichts zu wünschen übrig.

Miss Landon, der es gelungen war, sich durch ihre Improvisatrice und andere, größtentheils in ungereimten Versen geschriebenen Leistungen zum Idol aller jungen Damen, die ihre Bildung in Kostschulen erhalten, und aller alten und jungen lispelnden Gentlemen zu erheben, hat durch einen prosaischen Roman in drey Bänden manchen der Altäre umgestoßen, auf denen ihr Weihrauch gestreut wurde.

Wahrscheinlich haben Sie von dem traurigen Ende Fletcher's, des Verfassers der Geschichte von Polen, gehört. Vor einigen Jahren studierte Fletcher noch zu Cambridge. Auf einer Landparthie vergaß er die Stunde, wo er hätte im Collegium seyn sollen. Durch diese Unvorsichtigkeit zerstörte er mit einem Male alle seine Aussichten, alle Hoffnungen, alle Pläne für das Leben, denn eine Verlesung der auf Schulen und Universitäten bestehenden Gesetze wird bey uns auf ein Weise bestraft, die es dem Übertreter unmöglich macht, je eine Laufbahn des öffentlichen Lebens zu betreten. Um sich nicht der Schande auszuliefern, von der Universität gewiesen zu werden, verließ Fletcher die Anstalt freiwillig; er ging nach London in der Absicht sich seinen Unterhalt durch Schriftstellerey zu erwerben. Er war glücklich genug, eine Stelle als Unterlehrer in einer Privatschule zu erhalten; in den wenigen freyen Stunden, die sein Amt ihm ließ, schrieb er an seiner Geschichte von Polen. Verwichene Weihnachten verlor er seine Stelle; die Verlegenheit, in die er dadurch versetzt ward, veranlaßte ihn, eine Promissory note *) von 25 L., die er von seinem Verleger auf sein Manuscript erhalten, zu discontiren. Der Gedanke, das Papier werde bey Verfall vielleicht nicht eingelöst werden, versetzte ihn in die peinlichste Unruhe; um seine Niedergeschlagenheit zu zerstreuen, und sich zur Arbeit fähig zu machen, nahm er seine Zuflucht zu Opium — sich durch Wein zu erheitern war er zu arm. Das Mittel bewies sich schlimmer als das Übel; den kurzen Momenten der Aufregung folgte die düsterste Schwermuth; er verlor alle Energie, alle That- und Willenskraft. Am Tage vor seinem Tode hatte er nicht Muth genug aus dem Bette aufzustehen, er blieb liegen bis spät am Nachmittage. Er erschien jedoch bey Tische, aß aber nicht und mied jedes Gespräch: einige Bemerkungen über die Härte der Menschen, über die Unfreundlichkeit seiner Freunde war Alles, was man von ihm hörte. Am folgenden Morgen fand man ihn von einer Masse Blut umgeben todt auf dem Boden seines Zimmers; neben ihm lag ein Pistol. Fletcher war 21 Jahre alt, und die Blüthen, die sein Geist getrieben, legen Zeugniß ab, daß er mit der Zeit sehr edle Früchte getragen haben würde.

Hogg, der Ettrick Shepheard, hat seine eigene Biographie herausgegeben; das Publicum will finden, er zeige viel Selbstliebe darin, sie hat daher die Zahl seiner Freunde nicht vermehrt. Wie Leute, denen er sich gleich dünkt, von ihm denken, geht aus folgendem Zuge, den er selbst erzählt, hervor. Eine Gesellschaft Gelehrter, in der auch Hogg und Wordsworth sich befanden, bewunderte die Schönheit eines Resgenbogens. „Er erscheint, um das Zusammentreffen der Dichter zu feyern,“ sagte Hogg. „Der Dichter,“ erwiderte Wordsworth, „wo sind sie denn, was meint der gute Mann?“ Zu Stratford-upon-Avon lebt jetzt eine ältliche Frau, Mrs. Hornby, eine Kinderwärterin oder etwas dem Ähnliches, die sich für einen Abkömmling des großen Dichters ausgibt und wahrscheinlich selbst dafür hält. Sie schreibt Verse und Schauspiele, die sie auf eigene Kosten drucken läßt. Nach bloßen Zeitungsnachrichten hat sie ein Trauerspiel: „Die Schlacht von Waterloo,“ geschrieben; Leute, die es gelesen haben, versichern, es sey ein gar wunderliches Stück Arbeit. Mit den Einheiten macht sie weniger Umstände, als ihr großer Ahnherr selbst; die Namen der spielenden Personen sind nur durch Anfangsbuchstaben angedeutet. Sie schreibt nur, wenn sie nicht schlafen kann, bewundert Alles was sie schreibt, und versichert, daß auch Andere sie bewundern. Ihrer Angabe nach, hat sie die Gewohnheit, die Erzeugnisse ihrer Feder sehr oft umzuschmelzen; so versichert sie, eines ihrer Schauspiele, „der Komet,“ sey aus einigen wunderschönen Versen entstanden, die sie auf denselben Gegenstand gemacht. Sie schreibt eine hübsche Hand, zeichnet sich übrigens aber durch nichts von anderen Leuten ihres Standes aus; ihre Kinder nennt sie die kleinen Shakespeare's.

*) Ein Promissory note ist eine Schrift, in der man Jemand verspricht, ihm eine gewisse Summe zu einer gewissen Zeit zu bezahlen; sie hat die Kraft eines inländischen Wechsels.

Endlich ist Miss Fanny Kemble's langerwartetes Trauerspiel: „Franz der Erste,“ über die Bühne gegangen. Man sagt, sie habe es geschrieben, als sie erst 17 Jahre alt gewesen; ob sie nun gleich von jener Zeit bis zu dessen Aufführung gar manches geändert und viel daran gefeilt haben mag, so sieht man es dem Erzeugniß doch auf den ersten Blick an, daß es das Werk eines Anfängers, eines Anfängers im jugendlichen Alter ist. Das wollen aber manche Journale durchaus nicht Wort haben; das Quarterly Review stellt Miss Kemble's Arbeit dem Besten gleich, was Shakespeare je geschrieben! — einen schlimmeren Dienst hätte es der jungen Dichterin nicht leisten können. Daß sie nicht nur Shakespeare, sondern auch andere unserer alten classischen Schauspieldichter mit Fleiß studiert hat, ist unverkennbar, doch will es scheinen, sie habe sich bis jetzt nur ihre Fehler zu eigen gemacht, und es gibt unbefangene Leute, die da meinen, es würde viel freundlicher gegen Miss Kemble gehandelt seyn, wenn man sie darauf aufmerksam machte, das manches, was man einem bon vivant des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts nachsieht, weil er die große Kunst versteht, uns durch tausend Schönheiten zu entzücken und zu erheben, darum doch nicht von einem jungen Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts nachgeahmt zu werden braucht, als sie durch übertriebenes Lob zu verwöhnen. Die Verse sind oft nichts als unbeholfene Prosa. Gegeben ward das Stück mit großem Aufwand von Kunst und Fleiß.

Unlängst versuchte Miss Kemble sich als Beatrice in: „Much ado about nothing.“ Das Lustspiel ist jedoch nicht ihr Fach; sie glaubt beständig rühren und ergreifen zu müssen, und hascht nach jeder Gelegenheit dazu wie der Habicht nach der Taube, und geht nicht viel besser damit um. Vor einiger Zeit erregte sie jedoch, wahrscheinlich ohne es zu wollen und zu wünschen, großes Gelächter, und zwar in einem Stücke, wo sie sehr rührend zu seyn pflegt, in „Romeo und Julie.“ Sie erschien als Letztere in einem neuen Kleide, dessen moderne Steife und Weite sehr sichtbaren Einfluß auf ihr Spiel äußerte, und endlich sogar Ursache war, daß sie zu Boden fiel. Das Kleid war so gut mit Steifseinwand oder Draht gefüllt, daß die liegende Stellung der Künstlerin seiner Runde keinen Abbruch that, und der Schauspielerinn ergürntes Antlitz daraus hervorguckte wie aus einem Luftballon, der, obgleich er seine völlige Füllung erhalten, doch nicht zum Steigen gebracht werden kann.

Die Erwartungen, welche der Unternehmer des King's Theaters, Herr Monk Mason vor Beginn der Spielzeit im Publicum erregte, sind nicht ganz erfüllt worden. Für Mad. Malibran hat er Mad. Adelaide Fosi engagirt, die früher bey der italienischen Oper in Madrid angestellt war, und bis zum Erscheinen der Mad. Lalande recht wohl gefiel. Ferner haben wir für erste Rollen Madame de Meric, eine Dame von mittleren Jahren, welche die Kunst versteht, durch eine dünne, zuweilen rauhe Stimme dann und wann zu erfreuen. Statt Lablache haben wir Mariani, der ein recht guter Sänger, aber nicht geeignet ist, uns jenen vergessen zu machen. Winter ist statt Rubini und Donzelli engagirt, die er jedoch nicht erseht.

Eine Oper: „Olive e Pasquale,“ die von Anfang bis zu Ende an Rossini und Mercadante erinnert, und deren Sujet so alt ist, wie der Caucasus, die aber nichts desto weniger vom Compositeur, Donizetti, ein Originalwerk genannt wird, ist die einzige Neuigkeit, mit der uns Herr Monk Mason seit längerer Zeit bewirthe hat. Signor Curioni, der einen französischen Kaufmann darin zu spielen hat, gibt die Rolle in der Uniform eines englischen Lanciers-Officers, weil sein ästhetisches Gefühl ihm nicht erlaubt, seine hübsche Gestalt durch bürgerliche Kleidung zu entstellen.

„Der Zauberring,“ und „Une heure à Naples,“ die beyden neuen Ballets, sind ganz gewöhnliche Erscheinungen; in dem ersten kommen einige sehr hübsche Decorationen vor. Mad. Le Compte ist unsere erste Tänzerin, ihre Lebendigkeit und Grazie erinnern lebhaft an die Taglioni.

(Der Schluß folgt.)

Modellbild XXXII.

Oberkleid von strohgelbem faconnirten Mouffelinette; der Shawlfragen ist mit gestickten Tüll-Englais-Streifen garnirt, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgerl. Damenkleidmacher in der Stadt am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock, Thür Nr. 1.

Der mit Band und Blumen gezierte Basthut nach einem Original von M. Langger, in der Kärnthnerstraße Nr. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.